

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 10 (1920)

**Heft:** 28

**Artikel:** Das Wiedersehen

**Autor:** Rudolph, Alwin

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637437>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

es anzusehen war, wie ein großes, großes Röhlspiel. In der gedeckten Halle um den Platz herum waren Tische aufgestellt, auch die Stadtmusik war da — und jetzt spielte sie



E. Balmer. Motiv aus Schaffhausen. (Rötelzeichnung). Kliché nach einer Lithographie, erstellt von der Lichtdruckanstalt Burkart, Bern.

auf zum Tanz! — Da stieß ich meinen Begleiter stehen und tauchte unter in dem kreisenden Menschenstrom. Ich preichte es gut. Die lustige Schaffhauserin tanzte federleicht und was mich besonders freute, sie liebte es, nach der guten alten Mode zu tanzen, aber dafür recht schön und mit selbstfundenen Variationen — also ganz mein Geschmack! — Man mußte aber schon preßieren, wenn man während eines Tanzes dreimal die Runde um den ungeheuren Kreis machen wollte. — In den Pausen wurde fröhlich gesungen, promeniert, und was äußerst angenehm war, es wurden keine Reden gehalten! — Der feine Hallauer aber löste die Zungen. Und mit den Schaffhausern plauderte es sich wie mit alten Bekannten. Sie haben wohl das geschliffenere Mundwerk wie wir, aber sie mögen die Bernermüzen sehr gut leiden. Auf einmal tönt das Munotglöcklein! Im Augenblick ordnen sich an die hunderfünfzig Paare zur berühmten Munot-Française. Das war nun ein wunderschöner Anblick, wie diese Riesen-Quadrille auf dem ungeheuren Rondell getanzt wurde. Ein jeder Bewohner der Munotstadt kann diesen alten schönen Reigen. Sie lernen ihn schon in frühester Jugend an den Munot-Kinderfesten. So habe ich denn alte behäbige Schaffhauser Herren und Damen mit einer Exaltigkeit und Zierlichkeit tanzen sehen, wie es selbst die gepuderten Hofdamen in Versailles seiner Zeit nicht schöner gemacht haben können.

Der Munot und die Munotfeste sind jedem Schaffhauser so lieb und vertraut wie —, mit was soll ich es nur vergleichen —, wie z. B. der Zytglogge und der Zibelemärit den Bernern! — Nach der letzten Figur lösen sich die Ringelreihen auf in einem wilden Wirbeltanz. Von einem erhöhten Platze habe ich hinabgesehen auf diese aufgepeitschte, tolle, kreisende Jagd — der Mond war eben aufgegangen und machte das unvergleichliche Bild noch phantastischer. Da mußte ich an Dantes Inferno denken! Geraude so schildert er die furchtbare Jagd der armen Seelen in den Kreisen der Hölle! — — Das Munotvölklein harrete lange aus

auf seiner stolzen Zinne. Die Stadt ruhte längst im tiefen Schlafe, als droben auf der Türmhöhe noch fettlich die Lichter brannten. Ich aber habe wieder einmal getanzt nach Herzenslust! —

Die Sänger, die das Ungfell hatten, in meiner Gruppe zu sein, waren in einer rechten Täubi. Als sie endlich nach all den Feten totmüde in die Huli schlüpfen wollten, entdeckten sie entweder ein Schlüßbett, so daß sie ganz neu nesten mußten, oder dann habe es sie so geripset, und als sie am Morgen nachschauten, sei das Leintuch voll Salz gewesen! Einzelne behaupteten sogar, sie hätten ihre Nachthemmlie gar nicht anziehen können, die Arme seien vernäht gewesen. Wer konnte das nur alles angereist haben?

Um andern Morgen haben wir noch den Rheinfall beachtet. Er ist gerade in diesen Tagen der Wasserfülle von überwältigender Schönheit. Mit ungeheurer Macht und Geißeln donnern die Wasser in die Tiefe und hoch empor spritzt und zischt und dampft die Gischt. Bekanntlich hat Goethe an Schiller geschrieben, solche Naturwunder könne man nicht beschreiben, und so verzichte ich denn auch darauf. Einzelne von uns fuhren mitten in die brausenden Wellen hinein. Hart kämpften die Schiffer, bis sie den Durchgang zum Rheinfels erzwungen. Tropfnäß, aber stolz winkten sie uns vom Felsen mitten in den weißen, krüllenden Wassern nach dem Schlößchen Wörth hinüber.

Gut ein Drittel der heimkehrenden Sänger war ganz gehörig hässlich. Natürlich kam das nur vom vielen — Singen! So konnte denn mancher von uns kein lautes Wort reden, als er seinen Lieben am Abend am Bahnhof in die Arme fiel. Aber umso lebhafter glänzten seine Auglein! Es war der Widerschein der genossenen Freuden!

Und nun leb' wohl, caro amico, verzeh' mir das lange Gewäsch, ich konnte es nicht gut kürzer machen. Du siehst nun, daß ich doch viel Freude hatte auf dieser Reise. Das nächste Mal gehen wir dann wieder zusammen!

Auf baldiges Wiedersehen!

Dein Emilio.

## Das Wiedersehen.

Novelle von Alwin Rudolph.

In alter Gewohnheit saß ich am Fenster und sah in die untergehende Sonne. Ich kannte das Spiel der hereinbrechenden Dämmerung in tausend Variationen. Es konnte mir kaum noch etwas Neues bringen. Es trifft auch nicht zu, daß ich vielleicht gerade die Dämmerung liebte. Es war eben die einzige Feierstunde, die ich mir tagsüber gönnen.

Davon wußten auch meine Freunde. Sie kamen denn nie anders als zu dieser Tageszeit zu mir. Seit zwei Wochen aber hatte sich keiner von ihnen sehen lassen. Auch der junge Architekt Walter nicht, der immer den Kopf voller Pläne hatte und fast jeden Abend kam, sicher aber jeden zweiten Abend, und bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarette ein paar Minuten mit mir verplauderte, bis ich Licht machte. Das war das Zeichen, daß ich wieder zu arbeiten gedachte. Immer waren es nur ein paar Minuten, während welcher Zeit er nicht einmal seine Garderobe ablegte.

Ich dachte eben daran, was sein Ausbleiben wohl für eine Ursache haben könnte, und sah in den Rauch, der sich von meiner Zigarette in dünnen Fäden an der Fensterscheibe hoch ringelte. Da läutete es, und ehe ich zur Tür gelangen konnte, trat auch schon der Vermieter ins Zimmer. Unbewußt — ich hatte ja nicht zu öffnen — hatte mich das Gefühl getrieben, ihm entgegen zu gehen.

Nach dem herzlichen Willkommen setzte er sich gewohntsgemäß mir gegenüber an den kleinen Tisch, der vor dem großen breiten Fenster stand. Ich bestellte den Kaffee. Die erste Frage war natürlich, wo er so lange gesteckt. Er begann zu erzählen, nachdem er mir vorher auf meine Abwehr bestimmt versichert, daß es keine Liebesgeschichte sei. In diesen Dingen kann ich schwer raten und helfen. Auch

bekommt man davon genug gedruckt vorgelesen, man braucht nur die Namen zu ändern.

„Du weißt, daß ich einen guten Teil meiner freien Zeit in unserer Bibliothek zubringe, um in den vielen neuen Werken, die man sich unmöglich alle zulegen kann, zu studieren. Wir Architekten müssen an jedem neuen Werk unser eigenes Können messen, wollen wir nicht von jüngeren Kräften überholt werden. Ich weiß, was du einwenden willst, man soll aus Eigenem schaffen. Sehr richtig! Aber wir müssen auch das Schaffen anderer lernen. Und keiner ist so sehr ein Eigener, daß er nicht an anderen lernen könnte. Aber das gehört ja nicht dazu.“

Die Bibliothek kennst du ja. Vorin im Flur, in dem man die Garderobe ablegt, ist es ziemlich dunkel. Vor vierzehn Tagen hatte ich mich nun ziemlich lange im Lesesaal aufgehalten und beinahe den Beginn des Theaters verpasst, wozu ich mir schon einige Tage vorher ein Bilet besorgt habe. Ich hatte es also eilig und erst als man mich im Theater mit einem erschreckten: „Wie siehst du denn aus!“ empfing, sah ich, daß ich einen fremden Mantel trug, der ziemlich abgetragen, fleißig, heimlich schäbig zu nennen war. Die erste Verblüffung wisch einer tiefen Beschämung, als ich den Mantel der Garderobefrau übergab. Aufklären möchte ich sie nicht. Sie konnte ja trotzdem annehmen, was sie wollte. Ich mußte immer an die Ausrede denken, daß man nur der Motten wegen die Wintersachen aufs Leichtamt bringt.

Von der Vorstellung hatte ich nicht viel. Ich hätte vielleicht mehr davon gehabt, wenn mir bewußt gewesen wäre, daß ich gerade wegen des seltenen Gastspiels hingegangen war. Das fiel mir erst am Schluss wieder ein. So dachte ich während des ganzen Spiels nur angestrengt darüber nach, ob ein Diebstahl oder eine Verwechslung vorliege, und ob ich oder ein anderer eine solche verschuldet habe. Eine Verwechslung war ja nicht ausgeschlossen. Aber ich glaubte zu wissen, daß der Mantel, der jetzt in meinem Besitz war, direkt unter meinem Hute gehangen. Demnach mußte eine beabsichtigte Verwechslung vorliegen.

Da ich aber in dieser Annahme nicht ganz sicher war oder mir — man hofft ja immer — die Möglichkeit einer Verwechslung vorspiegeln, ging ich andern Tags in aller Frühe wieder zur Bibliothek und meldete den Vorfall. Bis dahin war nichts bekannt und auch mein Mantel noch nicht zurückgebracht. Ich ließ also den fremden Paletot dort — ich hatte ihn zu Hause so gut es ging gesäubert — und ging wieder auf mein Zimmer. Das trug mir eine Erfältung ein, die mich drei Tage ans Bett fesselte.

Ich wartete mit jeder Post auf Nachricht, erhielt aber keine. Ich weiß nicht, welches Fieber größer war. Am vierten Tage stimmte mich das Fehlen eines schüchternen Ueberziehers bedenklich. Ich schickte nach dem Lesesaal, es war ohne Resultat. Das raubte mir jede Hoffnung. Ich ließ — so schwer es mir wurde — den Schneider kommen. Seine letzte Rechnung lag noch ohne Quittung bei mir. Trotzdem befahl ich ihm an, schleunigt für Ersatz des verlorenen Stükcs zu sorgen. Die Stoffwahl war bald getroffen. Der Unmut ließ mich nicht wählerisch sein. Nach weiteren zwei Tagen war ich im Besitz eines neuen Ueberkleides und einer neuen unquittierten Rechnung.

Auf nochmalige Anfrage bei der Bibliothek erhielt ich nur denselben Bescheid. Nun war es mir gewiß, daß ich einem Diebstahl zum Opfer gefallen war. Ich lief zur Polizei, die aber erklärte, kaum etwas machen zu können. Doch der Verlust ließ mir keine Ruhe — vielleicht waren es auch die Schneiderrechnungen, die mich jagten — und ich beschloß, selbst Nachforschungen anzustellen. Ich ging in die Bahnhofswartesäle, Suppenküchen, Postbüros, streifte durch die Straßen und suchte die Bierlokale ab, in denen sich viele gesuchte Persönlichkeiten aufzuhalten pflegten. Ich blickte umher wie ein Detektiv.

Nachdem ich das einige Tage getrieben hatte, gab ich es auf. Ich wandte mich meiner Arbeit zu, wenigstens wollte ich es, und mußte auch wieder in die Bibliothek. Raum hatte ich da die Tür geöffnet, sah ich in der Garderobe ein schmächtiges Kerlchen, das meinen Ueberzieher trug und eben auszog. Ich sprang auf ihn zu, packte ihn und wollte ihn abführen. Unbefümmert um alle seine Beleidigungen schleppte ich ihn hinaus, um ihn der Polizei zu führen. Meine Gedanken kamen gar nicht darauf, daß ich mich nicht so hätte mühen brauchen und sie telephonisch hätte rufen können.

Das Hinausschaffen war nicht leicht. Der Mensch wollte nicht gern mit. Wehrte er sich auch nicht gar sehr, so wand er sich doch. Auf dem Treppenabsatz standen wir uns gegenüber und sahen uns an. Da erst hörte ich, wie er beteuerte, daß nur eine Verwechslung vorliege, und daß er den Fehler längst gut gemacht hätte, wäre er nicht frank gewesen und er den Mut hätte finden können, es später noch zu tun. Jetzt habe er eben heimlich den Mantel hinhangen, sich entfernen und sich ferner so behelfen wollen. Er sei aus anständiger Familie und von angesehenen Eltern. Er habe sich deshalb vor dem leisesten Verdacht gefürchtet und auch darum nicht gewagt, den Fehler wieder gutzumachen. Aber das Gewissen habe ihm keine Ruhe gelassen und ihn hergetrieben. An der Tür habe er wieder gezögert und sei erst hineingegangen, als er Schritte auf der Treppe gehört habe.

Ich sah mir den Kerl an. Er sah nicht gerade danach aus, daß man an einen Diebstahl glauben müsse und man an seinen Beteuerungen hätte zweifeln müssen. Er hatte unter dem Mantel, dessen er sich schnell entledigt, einen guten, wenn auch etwas getragenen Anzug. Seine Augen schauten schüchtern und treuherzig zu mir auf. Ich ging mit ihm zum Sekretär des Lesesaales. Der aber hatte den Mantel, den ich ihm zurückgebracht, längst weggeworfen.

Er war nicht mehr wert, meinte er, und er hatte geglaubt, der eigentliche Eigentümer dürfte kaum wiederkommen. Der Mensch machte, trotz der vorgängigen Aussage, daß er sich künftig behelfen wolle, ob dieser Kunde doch ein gar erbärmliches Gesicht. Ich konnte es ihm auch nachfühlen, daß es gerade kein Lustwandel sei — wenn es auch zum Frühling geht — gewissermaßen in Sommertoilette seine Straße zu ziehen. Ohne lange zu zögern, sagte ich ihm also, daß er, wenn er wolle und es ihn nicht geniere, meinen Mantel behalten könne. Da ich ihn ja nicht entehrte und ihn kaum noch tragen durfte, konnte ich leicht großmütig sein. Es bedeutete kein Opfer für mich. An die beiden Schneiderrechnungen dachte ich freilich nicht, sonst wäre ich sicher nicht so schenflüstig gewesen.

Der arme Kerl war sichtlich erfreut. Er richtete sich auf aus seiner geduckten Stellung, und ich sah, daß er kleinstens kleiner als ich war. Lebhaft fasste er meine Hand und schüttelte sie immer und immer wieder. Diese Ueberschwänglichkeit des Dankes war mir zuwider und ich entzog mich diesen Ausbrüchen eines Gefühls, das plötzlich so ursprünglich und stark den verschüchterten Menschen gepackt hatte.

Vom Bibliothekar ließ ich mir das Werk von Berlepsch-Walendas über Kleinhausiedlungen geben, und da ich die nach langer Pause begonnenen Studien nicht unterbrechen und auch das Verläumte nachzuholen trachtete, bat ich um die Erlaubnis, über die Mittagszeit bleiben zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. Ich saß nun ungestört in dem alten Gebäude. Nur eine Maus machte sich bemerkbar, die irgendwo nagte. Ich achtete das kaum. Ich bemerkte auch kaum, daß sich der Saal wieder langsam füllte. Man geht ja sehr leise dort. Dafür zeigte sich bald, daß mein Magen nicht dieselbe Ausdauer hatte und er seine Leere lebhaft zu erkennen gab.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich ließ mir das Buch beiseite legen und ging. Noch ganz bei meinen Kleinhausiedlungen, nehme ich meinen Mantel und bemerkte,

als ich in die Aermel fahre, daß ich wieder meinen alten Ueberzieher in Händen habe, den verschenten und vordem verwechselt. Mein Erstaunen war nicht schlecht, und ich traute meinen Augen kaum, ging mehr ans Licht, aber es blieb dabei. Ich sehe mich in der Garderobe um, mein neuer fehlte, ist verschwunden. Ich war wieder glücklicher Besitzer meines alten Paletots."

„Ja, und nun?“ fragte ich.

„Ja, und nun! Ich habe wieder Anzeige erstattet. Man will suchen und ich muß abwarten, ob man ihn findet. Selbst gehe ich nicht wieder auf die Suche. Ich glaube, der Bursche wird nicht mehr zu entdecken sein. Er gehört zu einer feinen Familie.“

### Spa.

Die Wirkkonferenz in Brüssel, die Zusammenkünfte da und dort, besonders in Boulogne, sind vorbei. Die Alliierten haben auf der ganzen Linie Fühlung genommen und sich verständigt, soweit Verständigung möglich ist. Denn allzu schwierig sind die Differenzen, welche die imperialistischen Mächte Europas trennen. Am Montag wurde in Spa, im Schlosse Fraineux um 11 Uhr unter dem Voritz des belgischen Premierministers Delacroix die Konferenz eröffnet. England war vertreten durch Lloyd George, Lord Curzon und Sir Worthington Evans, Frankreich durch Millerand, Finanzminister François Marsal und Arbeitsminister Le Trocquer, Italien durch Graf Sforza und Bertolini, Japan durch Chinda, Belgien durch die Minister Hymans und Jaspary. Diesem Block gegenüber stehen Fehrenbach, Simons und Wirt, Vertreter des Gemeinschuldners Deutschland.

Die Geschäftsliste trägt keine Traktanden, die nicht aus dem Verfaillieren her bekannt wären und mit dessen Erfüllung irgendwie in Beziehung stünden: Inkratfistung der militärischen Bestimmungen, Klauseln der Schiffahrt und Luftschiffahrt, Wiedergutmachungen, Kohlenlieferungen und Garantien für die Ausführung des Vertrages. Aber der Sinn der Traktandenliste und der kommenden Debatten wird doch wohl sein, das Mögliche vom Unmöglichen zu unterscheiden, und Deutschland Leistungen vorzuschreiben, die es erfüllen kann.

Fehrenbach gab zu Eingang der Sitzung die beruhigende Erklärung ab, daß das deutsche Volk das Seine zur Durchführung des Vertrages beitragen werde, daß man aber von den Alliierten Hilfe erwarte, um den eigenen guten Willen realisieren zu können. Diese Erklärung machte einen guten Eindruck. Lloyd George nickte befriedigt, so wird gemeldet. Er kann wohl. Jede solche Erklärung stärkt die Stellung des Völkerbundes, d. h. Englands, gegen die französische separatistische Politik.

Aber die folgende Erklärung befriedigte nicht in gleichem Maße. Fehrenbach wies darauf hin, daß er die Regierung erst vor kurzem übernommen habe, deshalb in bezug auf die Entwaffnungsfrage nicht auf dem Laufenden sei und die Ankunft von Reichswehrminister Dr. Geßler und General Seest abwarten möchte. Die Konferenz beschloß, die beiden zu erwarten, ebenso den deutschen Justizminister, der am Donnerstag einer Sondersitzung über die Frage der Durchführung des Vertrages beiwohnen hat.

Die deutschen Pressemeldungen stehen unter der belgischen Zensur. Die Vollverhandlungen der Konferenz werden immer von separaten Verhandlungen der Alliierten gefolgt sein, damit die Herren unter sich zu einer gemeinsamen Antwort an die Deutschen kommen können. Was in diesen Sondersitzungen abgemacht wird, und wie solche Abmachungen reisen, wäre interessanter als alles andere, aber die Meldungen hierüber gelangen wohl nicht alle bis in die Bureaus der belgischen Zensur.

Es ist eine nervöse Angst in die Alliierten gefahren. Sie wissen, daß Deutschland zu Worte kommen, fühlen, welche Konzessionen man seinem Lebensrechte machen muß.

Nicht umsonst sprach Fehrenbach von der zwiesachen Gefahr, die Deutschland drohe: Die Gefahr von links und rechts. Nicht umsonst verbreiten die deutschen Depeschenagenturen zur rechten Zeit eine Meldung, wonach das geschlagene Polen sich inoffiziell an Deutschland um Hilfe gegen die Russen wende. Man will sich England als nötigen Trabanten und Wächter auf dem Kontinent in Erinnerung bringen. Und man weiß, England hört den Ruf.

Hört den Ruf und hat doch wieder Angst zu hören. Denn Anhören heißt schon verhandeln. Verhandeln aber heißt an den Friedensbedingungen abmarkten... also den schweren Vertrag stürzen. Dies aber bedeutet hinwiederum Versprechen, die man den eigenen Völkern gab, brechen, bekennen, daß man log, als man verheißt: Deutschland wird bis zum letzten Heller bezahlen.

Das Wichtigste aller Traktanden, die Frage der Wiedergutmachungen, hat die Wirkkonferenzen ausgiebig beschäftigt. Man ist über die prozentuale Verteilung der deutschen Milliarden einig geworden. England hat großmütig auf einige Prozente zugunsten Belgiens verzichtet. Das verwüstete Frankreich beharrt auf seinen 55 Prozent. Italien will zum mindesten 4 Milliarden. Alle andern Fragen: Entwaffnung, Garantien und Kohlenlieferungen bedeuten nur Rückversicherungen für die Milliardenforderungen. Ein entwaffnetes Deutschland wird jedem Druck gehorchen und auf Befehl bezahlen, so viel ihm möglich ist. Seine Kohlen und sonstigen Bodenschätze unter Kontrolle der Gegner werden die Bezahlungen fördern.

Betrachten wir die Verhandlungen des deutschen Reichstages vor dem Konferenzbeginn, so erkennen wir die große Bereitwilligkeit der Mittelparteien, einschließlich der alten Sozialdemokraten, mit den Alliierten ins Einvernehmen zu kommen. Die Rechte protestiert zwar, wird aber unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders können, als die Mitte zu unterstützen. Und der Mitte ist es ernst; sie sieht selbst bei einer schweren finanziellen Belastung für Deutschland die Möglichkeit, zu leben, fürchtet einen Jahrzehntlangen Tribut weniger als die Wirkungen der bolschewistischen Sozialisiermethode, die wohl mit dem ersten erfolgreichen Linksputsch einzehen würde. Und sie hat ihre realen Gründe, den Tribut weniger zu fürchten als den Umsturz; denn der eine Zustand bedeutet immerhin Frieden, der andere Krieg.

Die deutsche Linke, von den zähmsten Unabhängigen bis zur Kommunistin Klara Zetkin, wiesen darauf hin, daß in Spa der Ententeimperialismus mit dem deutschen Imperialismus ins Gericht gehen werde; nur darum müsse das Volk bluten; Rettung sei nur im Anschluß an das siegreiche bolschewistische Rußland zu finden.

Es gibt augenblicklich für Deutschland keinen Weg, um den Forderungen der Alliierten zu entgehen. Man kann aber die These erweitern: Es gibt augenblicklich für kein einziges Volk der Erde, Kriegsführende und Neutrale, Sieger, Besiegte und sonst Geschädigte, keinen Weg, um die gehäuften Schuldenlasten abzuwälzen, seien es nun Forderungen ausländischer oder inländischer Gläubiger, Tributverlangen der Sieger oder der Kriegsgewinner im eigenen Lande. Die Kriegsanleihen werden fast überall noch als zu recht bestehend anerkannt. Der große Hemmschuh am Staatswagen wird beibehalten, trotzdem die Fahrt bergauf geht, schwer bergauf. Deutschland bezahlt heute 30 Milliarden jährliche Steuern, oder will sie beziehen, also auf den Kopf 533 Mark; dies nur zur Besteitung der eigenen Auslagen. Dabei stellt die Riesennummer nicht mehr vor als die 4 Milliarden Kriegssteuern zurzeit der hochwertigen Mark; ein sehr großer Teil der Einnahmen aber dienen bloß zur Befriedigung von Forderungen der Staatsgläubiger, während die effektiven Kulturreisen des Staates sich vermindert haben.

Das Prinzip, die Weltwirtschaft vom Tribut an die überflüssigen und unberechtigten Gläubiger aller Art zu befreien, begreifen aber die Herren von Spa wohl zu allerlezt. -kh-